Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 10 (1942-1943)
Heft: 12

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KLEINE RUNDSCHAU

Roosevelt

Im Frieden und besonders im Kriege ist der Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, der praktisch unumschränkte Führer seiner Nation. Zum dritten Mal nach je vierjähriger Amtszeit wurde, aussergewöhnlicher Weise, Franklin D. Roosevelt im November 1940 in das höchste Staatsamt der grössten amerikanischen Republik gewählt. Etwa ein Jahr später griff Japan den weltpolitisch hochbedeutenden Flottenstützpunkt Pearl Harbor, Nordamerikas Hauptbastion im Pazifik an, und damit wurde das schon zwei Jahre währende europäische Ringen zum planetarischen Krieg.

Kurz nach diesem Ereignis erschien eine amerikanische Monographie über den Präsidenten Roosevelt, verfasst von einem seiner politischen Freunde, Gerald W. Johnson, unter dem Titel: „Roosevelt — Diktator oder Demokrat?" (deutsch: Europa-Verlag Zürich-Newyork, 1942).

Dieser in Frageform gefasste Untertitel wirft ein staatsrechtliches Problem auf, was gut zu verstehen ist, da diese Schrift ursprünglich für den innerpolitischen Gebrauch einer Nation von 50 Millionen Wählern verfasst ist, von denen 27 Millionen für und 22 Millionen gegen die Wiederwahl des jetzigen Präsidenten stimmten. Eine solche Schrift ist für den Europäer interessanter und belehrender als eigens für ihn geschriebene Propaganda-Arbeiten.

Die Beantwortung nun der aufgeworfenen staatsrechtlichen Frage, welcher Johnson viele Seiten widmet, ist nicht besonders schwierig: Alle grossen Präsidenten der Vereinigten Staaten, z. B. Jefferson, der Louisiana erwarb oder Lincoln, der im Sezessionskriege die Habeascorpus-Acte aufhob, haben unter Berufung auf aussergewöhnliche Umstände, sich über geschriebenes und ungeschriebenes Recht hinweggesetzt. Die wirtschaftspolitischen Massnahmen Roosevelts kann man unter die dem Staatslenker obliegenden Notstandsmassnahmen einordnen; den Begriff der Diktatur könnte man auf sie nur in dem Sinne anwenden, wie er in der alten römischen Republik bestand, nämlich als eines zeitlich befristeten Auftrags, alle öffentlichen Mittel zur Wiederherstellung, Erhaltung und Verteidigung des Gemeinwesens zu gebrauchen, welcher Diktaturbegriff sich wesentlich von dem G. Julius Caesars oder des Faschismus oder des Marxismus unterscheidet, denn gerade durch die einschneidenden Massnahmen des Präsidenten soll der Staat als „Demokratie" erhalten bleiben. Das Recht zur Rechtsdurchbrechung macht also nach dieser staatsrechtlichen Auffassung (im Gegensatz zu mancher europäischen Theorie) noch keinen „Souverän" aus dem höchsten

Beamten der Nation. — Es ist beachtenswert, dass ein politischer Publizist Nordamerikas zu Kriegsbeginn gerade dieses staatsrechtliche Thema gewählt hat, beachtenswert auch ist die freimütige Kritik, z. B. am Beamtenstab des Präsidenten. —

Die Darstellung der Grundlinien der nordamerikanischen Politik seit 1933 ist auf die programmatischen Reden des Präsidenten abgestellt, besonders auf die inzwischen berühmt gewordene, inhaltsschwere Ansprache vom September 1932 vor dem Commonwealth Club San Francisco. Wir machten im Juliheft 1941 der N. S. R. in dem Aufsatz „Nordamerikas politische Grundsätze" bereits auf sie aufmerksam und vermeiden deshalb hier eine Wiederholung.

Johnsons Buch vermittelt einen interessanten Aspekt des gegenwärtigen weltumspannenden Kampfes, er sieht hauptsächlich zwei Staatslenker als das politische Geschehen bestimmend an, Roosevelt und Hitler, und vergleicht sie miteinander; er schreibt:

„Es hat im Jahre 1933 eine Spanne von vierundzwanzig Stunden gegeben, die für die Entwicklung der Menschheit von schicksalsschwererer Bedeutung war als vielleicht irgend ein anderer Tag dieses Jahrhunderts.

Am frühen Nachmittag des 4. März 1933 wurde Franklin D. Roosevelt offiziell in sein Amt als Präsident der Vereinigten Staaten eingeführt. Vor Mitternacht des 5. März hatte der Deutsche Reichstag das Ermächtigungsgesetz angenommen, durch das die alleinige Macht in die Hände des Reichskanzlers Adolf Hitler gelegt wurde. (Der Schweizer Leser wird bemerken, dass hier nicht der 30. Januar 1933, sondern der 5. März 1933, also die Ermächtigung durch den letzten gewählten Reichstag, als Tag der „Machtergreifung" bezeichnet wird, das ist staatsrechtlich nicht ohne Bedeutung, was vielleicht im weiteren Lauf der geschichtlichen Entwicklung sichtbar werden könnte.)

Acht Jahre darnach traten diese beiden Männer einander gegenüber als Vorkämpfer zweier so verschiedener Lebensanschauungen, dass die Welt zu klein ist, um sie nebeneinander in Frieden bestehen zu lassen. Nicht viele Leute konnten 1933 eine Vergleichsmöglichkeit zwischen diesen beiden Männern sehen; doch 1941 werden nur wenige bezweifeln, dass einer von ihnen ausersehen ist, den andern zu vernichten, und es ist nicht ganz ausgeschlossen, dass sie sich vielleicht gegenseitig vernichten könnten. Hitler hat gesagt, dass von dem Ausgang des Ringens dieser beiden Weltanschauungen das Geschick der Menschheit für die nächsten tausend Jahre abhängt, und es ist durchaus möglich, dass das keine übertriebene Behauptung ist."

Allerdings habe Roosevelt die Rolle eines Gegenspielers des deutschen Führers nicht gesucht, denn sein Amtsantritt hätte unter dem Leitgedanken gestanden, „die bestehenden Wirtschaftsformen an das Allgemeinwohl anzupassen"; sein Programm sei ein Friedens-, kein Kriegsprogramm gewesen, und im Kriege gehe „ein Volk seiner sozialen, materiellen, industriellen und auch seiner politischen Errungenschaften verlustig". So gelte jetzt fürs erste das Programm „der Commonwealth

Club-Rede nicht mehr, sondern dasjenige des Buches ‚Mein Kampf' regiere die Stunde". Wenn man nun in Nordamerika Roosevelt als den Vorkämpfer der Demokratien ansehe, so nicht wegen seiner persönlichen Ueberlegenheit, denn kein Zeitgenosse könne über bedeutendere Geistes- und Charaktereigenschaften verfügen als etwa Churchill, sondern wegen „der 25 Millionen wehrfähiger Männer, der 70 Milliarden Dollar jährlichen Volkseinkommens" und der gewaltigen industriellen und agrarischen Reserven der Vereinigten Staaten, die sie im Kampf für die Demokratien einsetzen können, während Churchill nicht über solche Mittel verfüge.

Bezüglich der Bedingungen ihres Aufstieges zur Macht lassen sich nach Johnson verschiedene Parallelen zwischen den beiden weltgeschichtlichen Gegenspielern finden:

„Der Präsident besitzt dieselbe Eigenschaft, die Hitler grossgemacht hat. Er gilt in den Augen der Masse als Vertreter einer dynamischen Staatsführung, im Gegensatz zur statischen."

„Im März 1933 befanden sich die beiden Männer in einer merkwürdig ähnlichen Situation. Beide hatte eine Welle des Protestes gegen Misstände gleicher Art an die Macht gebracht. Beide kamen sie an die Macht, als ihre Länder vor dem wirtschaftlichen Zusammenbruch standen und sich deutlich in sozialer Auflösung befanden. Beide sahen sich der Aufgabe gegenüber, Millionen müssiger Hände unverzüglich wieder zu beschäftigen, und vor der noch dringenderen Aufgabe, dem vor der Verzweiflung stehenden und apathischen Land wieder etwas Leben einzuhauchen."

„In Deutschland wie in Amerika waren die Massen nicht so sehr wild begeistert für den neuen Führer als ergrimmt gegen die alten. In Deutschland wie in Amerika hatte der Hauptfehler dieser alten Führer nicht so sehr in dem bestanden, was sie getan, als was sie unterlassen hatten... In beiden Ländern schliesslich erhielt der neue Führer, in der Hauptsache eben weil er neu war, freie Hand, das zu tun, was ihm gut schien.

Wenn das Ergebnis in Amerika der New Deal, in Deutschland dagegen das Dritte Reich ist, so ist der Hauptgrund dafür der, dass wir (die Nordamerikaner) als Führer den Autor der Commonwealth Club-Rede wählten, die Deutschen dagegen den Autor von ‚Mein Kampf'..."

„Selbst wenn man den New Deal als amerikanisch von der schlechtesten Art ansieht, so ist er doch amerikanisch. Für so verdreht man seine Ideen auch halten mag, so leiten sie sich doch aus der Verfassung und aus der berühmten Zeitschrift des 18. Jahrhunderts ‚The Federalist' her und nicht aus Wagners Opern. Der Ahnherr des New Deal ist Jefferson und nicht Wotan." —

Nun ist an die Stelle sozialer und wirtschaftlicher Reformversuche nach Art des New Deal die harte Notwendigkeit der Aufrüstung und die schwere Aufgabe der Kriegführung getreten. Für die Bewältigung dieser Aufgabe bringt der Präsident, nach Johnson, „Mut, Entschluss-

kraft und Geradheit" mit. Natürlich bestünden Unklarheiten über gewisse Faktoren, so darüber, ob Präsident Roosevelt einen guten Oberbefehlshaber im Kriege abgeben werde. Erst auf dem Schlachtfeld werde sich herausstellen, ob der Oberbefehlshaber die Generale richtig ausgewählt habe.

Damit ist die Erwartung ausgesprochen, dass im Kriege so sachkundig und energisch wie möglich die notwendigen militärischen Massnahmen ausgeführt werden müssen. Mehr konnte im Zeitpunkt der Abfassung dieses sehr belehrenden Roosevelt-Buches, knapp nach Kriegsausbruch, kaum gesagt werden. **Paul Schmitt**

Caillaux' Memoiren

Für umstrittene Politiker ist es oft ein Gewinn, das biblische Alter zu erreichen. Die Kleinlichkeit des politischen Betriebs, die Kompromisse, die Demagogie, die Rhetorik leben nicht mehr im Gedächtnis der Zeitgenossen. Der Greis ragt aus einer vergangenen Zeit heraus, er verkörpert ein Stück Geschichte und kann sagen, er sei dabei gewesen. Der old man wird wie von selbst zum great old man.

Aber die Politiker pflegen mit zunehmendem Alter immer bessere Hasser zu werden. Die Polemiken und Fehden, die ein halbes Jahrhundert zuvor das politische Leben selbst waren, wieder aufleben zu lassen, ist ihre Verjüngungskur. Und es entspinnt sich der Kampf der Memoiren — dialogues de vieillards, dialogues des morts...

So hat Foch in seinen posthum erschienenen Memoiren Clémenceau angegriffen, und aus seiner retraite antwortete der Siebenundachtzigjährige mit seinem „Grandeurs et misères d'une victoire", einem grossartigen Pamphlet mit düsteren und genialen Ausblicken auf die deutsche Revanche, deren Erfolg der Tiger voraussah. Jetzt, in einem Augenblick, wo das politische Leben Frankreichs in einem Provisorium verharrt, wo die Jugend schweigt, sich sammelt und wo neue Wertungen reifen, ertönt wieder die Stimme eines Greises, und wieder steigen die Geister einer erschlagenen Zeit aus den Gräbern und kämpfen nächtlich weiter. Heute trägt Joseph Caillaux seine Polemik gegen Clémenceau vor die Oeffentlichkeit, und das mit einer Schärfe, wie sie in „Agadir" und in „Mes Prisons" noch fehlte.

Zwar finden die entscheidenden Zusammenstösse, um die Aussenpolitik von 1910 an, um den Hochverratsprozess noch nicht in diesem ersten Band Raum, aber Caillaux kann der Versuchung nicht widerstehen, in den letzten vierundzwanzig Seiten mit Clémenceau gründlich abzurechnen, oder, wie er das ausdrückt, „ebenso gerecht gegen ihn zu sein, wie er ungerecht gegen mich war". Es sind die peinlichsten Seiten in einem Werk, das im übrigen mit seiner köstlich treffenden Bosheit, seinen oft frivolen, immer kennzeichnenden Anekdoten, seinen wertvollen neuen Dokumenten und Gesichtspunkten eine Fundgrube ist und ein literarischer Genuss.

In den „Berliner Monatsheften" hat vor kurzem ein Deutscher die geistige Grösse und Dämonie Clémenceaus zu verstehen gewusst. Ist es aber in Frankreich möglich, eine Rechtfertigung Clémenceaus zu wagen? Diese Frage lässt ein Unbehagen aufkommen, denn warum musste die schon 1929 geschriebene Anklage und Verdächtigung betreffend Clémenceaus Bindungen an das Intelligence Service gerade 1942 erscheinen? „Caillaux hat seine Feinde überlebt, was immer noch die beste Art ist, ihnen gegenüber das letzte Wort zu behalten", meint Emile Henriot. Diese beste Art ist nicht die eleganteste, und dennoch hat Caillaux Clémenceaus Schwäche und Grösse im Ganzen richtig erkannt. Er sieht in ihm „den Mann von 1870", für den nur Europa zählt, in Europa nur der Gegensatz zu Deutschland, den Mann „der jeden Versuch einer internationalen Organisation verhöhnte", der sich nie die geringste Kenntnis der Nationalökonomie aneignen wollte und glaubte, dass die Freiheit zu allem genüge. Sozialpolitische Oberflächlichkeit, weltpolitische Enge, das alles legt Caillaux bloss und schreibt dennoch: „Er hatte Charakter, rastlosen Willen, unermüdliche Zähigkeit, unbesiegbaren Mut" und zitiert Chamfort: „Man macht nichts mit seinem esprit, wenig mit seinem Verstand, alles mit seinem Charakter". Stolz und Härte seien aber die Gebrechen dieses Charakters gewesen.

Dieser Vorwurf wäre noch überzeugender, wenn Caillaux' Memoiren nicht in jeder Zeile Zeugnis für ein unüberbietbares grandseigneuriales Selbstbewusstsein ablegen würden, das oft genug in Selbstgefälligkeit ausschlägt. Maurice Barrès erzählt in „Leurs Figures" wie Caillaux in einer Aussage erklärte: „Ich drehte mich auf meinem Fauteuil um, mit einer mir eigentümlichen Gebärde." In diesen Memoiren schreibt Caillaux einmal: „Wenn ich in einem schnellen Ansturm, wie das in meiner Art liegt, die Festung der Zuckerausfuhrprämien genommen hätte..." und es kann nicht bezweifelt werden, dass er in sich, in „les phases de mon action, l'évolution de ma pensée" das wichtigste historische Objekt seiner Zeit sieht. Herablassend verständigt er den Leser, wenn er auf eine schwierige finanztechnische Diskussion eintritt, er erlaubt ihm mitzulächeln über die Anmassung seiner Gegenspieler. Und er ist so gütig, aufmerksam zu machen, wann „le point culminant de mon oeuvre" beginnt. Da heisst es: „Diese Darstellung wird den grössten Teil meines zweiten Bandes füllen, wo ich durch die Umstände getragen wieder im Mittelpunkt der Aktion erscheinen werde."

„Meine stolze Jugend" heisst dieser erste Band. „Meine Kühnheiten" der zweite, „Weitblick und Seelenstärke unter den Schicksalsschlägen" der dritte und die Gefahr der falschen Bescheidenheit, auf die Caillaux in den ersten Zeilen aufmerksam macht, ist schon durch das Motto gebannt, denn es ist ein Ausspruch von Anatole France, der Caillaux mit der Erhabenheit, dem Mass und der Schroffheit der Berge seiner Heimat, der Sarthe, vergleicht.

Dieses robuste Selbstbewusstsein des „grand bourgeois", der ein

„grand administrateur" und ein „grand ministre" war, paart sich mit Sachkenntnis und psychologischer Einfühlung. Es ist nicht verzerrende Subjektivität und Weltblindheit, sondern ein Egozentrismus des Tatmenschen, des Ehrgeizigen; an Benvenuto Cellini, an den oft zitierten Cardinal de Retz ist man erinnert. Eine „extravertierte" Welt der Tätigkeit, des Kampfes ist seine Seele, sein Leben, und was nebenher von „liaisons élégantes" berichtet wird, und von der Heirat, in die er sich in einem Anfall nervöser Depression hineinmanövrieren lässt, strahlt eisige Gemütskälte aus.

Caillaux will uns nicht mit Kindheitserinnerungen belästigen — war er wohl je Kind? Stattdessen erzählt er die Kindheit der Dritten Republik, die Krise des Mac Mahon'schen Ordre Moral. Vom ersten Wort an sind wir daher in der Politik, der Geschichte, und finden dortselbst Caillaux' Ahnen, die im siebzehnten Jahrhundert vom Bauunternehmertum durch Amtkauf zur kleinen Magistratur avancieren. Ein Caillaux, der wie alle Erstgeborenen der Familie Joseph hiess, bereicherte sich während der Revolution durch Grundstückkauf, Handel mit „biens nationaux" und Advokatendienste für Adlige. Ein sehr typischer Beginn eines bürgerlichen Vermögens in Frankreich. Und schon sind wir bei Eugène Caillaux, dem Vater, der unter Mac Mahon Minister war.

Ueber Marschall Mac Mahons Versuch, zwischen Königtum und Republik ein Interim zu verewigen, der heute zu Vergleichen anregen kann, meint Caillaux: „Dieses Provisorium, dessen Ende nicht abzusehen war, konnte ein Land nicht überzeugen, das an klaren Lösungen Gefallen findet und sich nicht gern ins Ungewisse fügt." Ueber den Marschall selber haben alle Zeitgenossen köstliche Anekdoten überliefert, von denen in Daniel Halévys „La Fin des Notables" die treffendsten zu finden sind. Caillaux will wissen, dass Mac Mahon 1875 seinen Waffengefährten Ducrot, der bei einer Wahl durchgefallen war, mit den Worten getröstet hat: „Zunächst einmal, Ducrot, Militärs verstehen von Politik nichts." Einmal begann Mac Mahon: „Es gibt, nach Herrn Buffet, drei Arten, um Frankreich zu retten". Leider waren sie aber dem Präsidenten entfallen und er bat den Grafen d'Harcourt, seinen Kabinettschef, sein Gedächtnis aufzufrischen. Caillaux kommentiert: „Ich teile das Urteil des Marschalls über die Unfähigkeit der Militärs zur Politik" — ein Thema, das bei Caillaux übrigens fast so oft wiederkehrt wie in Clémenceaus Memoiren.

Studienzeit, Entwicklung des Freidenkertums und Radikalismus als Gegensatz zu fanatischen Lehrern, zehnjährige Arbeit in der Finanzinspektion, diesem „grand corps d'Etat" werden schnell übergangen, und von nun an steht uns ein Mann gegenüber mit einem fest umrissenen Horizont, ebenso festen geistigen und sozialen Grundlagen und mit eingehender Kenntnis des unübersichtlichen Getriebes des französischen Staates. Mit dem Betreten der politischen Bühne beginnt das eigentliche Leben, das Leben im Kapitol — denn der tarpejische Felsen ist späteren Bänden vorbehalten und ebenso das

abermalige Erklimmen der Höhen, bis zur Führung des Senats gegen die Ministerien der Volksfront. All das ist noch fern.

Zunächst ist es die Epoche der „Affaire" — des Dreyfussprozesses, der einen bis heute unverwischten Einschnitt in der französischen Geschichte bedeutet. Caillaux ist für Dreyfuss, aber nicht wie Clémenceau „dans la mêlée" sondern mit Mass als „homme gouvernemental" wie er es sein Leben lang bleiben sollte. Was Caillaux über die Dreyfussaffaire schreibt, war in den letzten Jahrzehnten in Frankreich nahezu selbstverständlich, ist es aber heute weniger, und eine sichtlich jetzt erst eingeschobene Diatribe gegen die Juden als Beherrscher der „scythes aux yeux louches" (soll heissen: die Russen) soll über die Unschuld Dreyfuss hinwegtrösten. Hier aber gelangt Caillaux zu einer weitreichenden Erkenntnis: der Machtlosigkeit des Ministers gegenüber den Büreaus.

„Wer wie ich lange an der Regierung war, weiss, dass man die Minister zählen kann, die persönlich eine Frage bearbeiten und die Akten studieren. Wieviele Parlamentarier und Generäle, denen die Macht zufällt, meinen, ihre einzige Pflicht sei es, sich gehorsam auf ihre Büreaus zu verlassen..." Im Kriegsministerium rue Saint Dominique wird sich regelmässig die Szene vollzogen haben: „Der neue Minister kommt an. Er fragt: „Die Schuld des Dreyfuss?" — „Sie ist erwiesen; Excellenz" — „Ja, nicht wahr? Aber ich will mich selber überzeugen. Bringen Sie das Dossier." Dieses Dossier besteht aus tausenden von Aktenstücken. Karrenweise werden sie herbeigefahren. Der unterstellte Offizier ist hilfsbereit und fischt die wichtigsten Beweise heraus, die Fälschung des Oberst Henry und ähnliches, und sagt: „Alles übrige ist ebenso überzeugend." Und der Minister ist beruhigt.

Die Dreyfussaffaire zeigt vor allem die Notwendigkeit der Reform des Militärapparates. „General Galliffet, der der alten Armee angehörte, durch seine Kameradschaften an eine überlebte Welt gekettet war, scheute vor dieser Umschmelzung zurück". Der Marquis de Galliffet, prince de Martigues, mit seinem „cynisme élégant" gehört zu den gelungensten Portraits. „Am achten Mai 1900 stürzt General Galliffet wie ein Windstoss aus dem Palais Bourbon, macht einen Sprung zur rue Saint Dominique und flieht aufs Land zu seiner Maitresse — er war einundsiebzig Jahre alt — und lässt sein Portefeulle, seine Kollegen einfach fallen." Sein Nachfolger war General André, einer der angefochtensten Männer der ganzen französischen Geschichte, den Caillaux glänzend und mutig rehabilitiert. „Er war einer der besten Kriegsminister, die wir je hatten". Ihm war die Anschaffung schwerer Artillerie und die Schaffung der Reserveoffizierskader zu danken. André verstand die Bedeutung des modernen Materials, während die offizielle Kriegsschule, auch Foch, das Heil in der langen Dienstzeit, der strikten Kasernendisziplin sahen. Aber anstatt seine Reformen vor die Oeffentlichkeit zu tragen, wollte André sie heimlich und durch Begünstigung der Antiklerikalen und Frei-

maurer verwirklichen. Er wollte die Cliquenwirtschaft mit Methoden der Cliquenwirtschaft bekämpfen, und so war sein Scheitern Tragik und Schuld.

Ehrenrettungen wechseln mit vernichtenden Satiren. Delcassé taucht auf, von morgens bis abends in seinem Kabinett über Rapporte gebeugt, voll Eitelkeit und Geltungsdrang. Waldeck-Rousseau umgeht ihn in den Verhandlungen mit Italien, wie später Clémenceau und Caillaux selbst Aussenpolitik über den Kopf ihrer Aussenminister hinweg treiben sollten. Die hie und da notwendige Umgehung der schwerfälligen bürokratisch-parlamentarischen Verwaltungsmaschine birgt eben die Gefahr des Cäsarismus.

Nicolas II huscht vorbei mit seinem lyonneser Scharlatan Philippe, dem Vorgänger Rasputins. Der Zar verlangte die sofortige Ausfertigung eines Doktordiploms für seinen Günstling und staunte, dass ihm dieser Wille nicht erfüllt werden konnte. Wie von Labruyère gezeichnet steht Millerand da, der klobige, schwerfällige, gedrungene Mann, der gediegen, überlegen und konzentriert scheint, aber nur ein subalterner Geist ist, ein Advokat, der die Dossiers seiner Bureaux plaidiert. Väterchen Combes tritt auf, der aus dem Antiklerikalismus sein Regierungsprogramm macht, während Waldeck-Rousseau ihn als „Daseinsform des Staates" bezeichnet hatte, „der ebensowenig ein Regierungsprogramm ist, wie Tugend oder Intelligenz." Combes gehört zu den kleinbürgerlichen aktivistischen Radikalen, die sich zum Primat der Innenpolitik bekennen oder richtiger gesagt für aussenpolitische Fragen weder Interesse noch Verständnis aufbringen. Er war darin ein Vorläufer des Kartells und der Volksfront. Wenn sich eine aussenpolitische Frage im Kabinett stellte, unterbrach Combes stets mit den Worten: „Lassen wir das, meine Herren, das ist die Sache des Präsidenten der Republik und des Herrn Aussenministers."

Caillaux sieht den Gegensatz zwischen den kleinbürgerlich radikalen Reformministerien und der traditionalistischen Militär- und Zivilbürokratie, „die ganz andern politischen Institutionen nachgebildet waren" — nämlich der Monarchie und dem Bonapartismus. Diese Bürokratie, wie sie nun einmal organisiert war, musste von starker Hand im Zaum gehalten werden. Der Parlamentarismus und Ministerwechsel, der sie als permanenten Körper begünstigte und zum anonymen Herrscher machte, entfesselte den Kampf zwischen Bureaux, Komitees, Ausschüssen, Klüngeln, dessen Auswirkung auf die militärische Vorbereitung furchtbar war. Hier in dieser „féodalité de sousordres" ist eine Wurzel der französischen Krise aufgedeckt.

Unsere Kenntnis der Hintergründe der Marokkokrise ist in diesem Band nicht wesentlich bereichert. Der Einfluss privater Finanzinteressen wird — wie auch bei den russischen Anleihen und der Sabotierung der neuen Einkommensteuer — nur gestreift und nicht so dargestellt, wie Caillaux berufen war, es mit souveräner Sachkenntnis zu tun. Der Wille, das Geschehen so wiederzugeben, „wie es eigent-

lich gewesen" wird eben von persönlichen und polemischen Absichten zurückgedrängt.

Wie er in den Wandelgängen des Palais du Luxembourg das Monokel schwenkte, einen Zudringlichen mit einem stachligen Witz abschüttelte, die Senatoren mit geradezu irritierender Jugend und Agressivität dominierte, genau so schreibt Caillaux peremptorisch, geistreich und aufreizend. Weder die echte Leidenschaft noch die vertiefte Altersweisheit Clémenceaus ist ihm gegeben. Tiefe Wandlungen und innere Erschütterungen scheinen diesem wechselvollen Dasein erspart oder versagt geblieben zu sein.

Aber in seinen Grenzen verficht Caillaux seine Ueberzeugungen eines gemässigt reformwilligen „grand administrateur" mit einer oft erfrischenden Respektlosigkeit und mit „esprit" — und nur Vertreter der bürokratischen Routine selber oder persönlich Betroffene werden seine Kritik „zersetzend" nennen wollen. **François Bondy.**

Ein Blick in italienische Zeitschriften

Nichts vermittelt stärker einen Eindruck von geistigem Schaffen, Kulturtradition und kritischem Sinn eines Landes als dessen Zeitschriften. Wo eine „équipe" einer geistigen Strömung zum Ausdruck hilft — wie einst die „Nouvelle Revue Française" und die „Corona" — so ist das ein besserer Gradmesser als Bücher, die die „réussite" von Einzelgängern sein können und nicht unbedingt Ausdruck eines kulturellen Klimas, Gewähr eines geistigen Niveaus, einer werdenden Tradition wie eine Revue.

Deshalb ist es erfreulich, die Lebendigkeit der italienischen Kultur an der seit dem Krieg unerhört gewachsenen und gesteigerten Zeitschriftenwelt bestätigt zu sehen. Besonders Aesthetik, Rechtstheorie, Sozialwissenschaft und Philosophie — man könnte sagen: die humanistischen Disziplinen — erfahren eine stete Bereicherung und kritische Reinigung durch diese Revuen. Es sei nur, für die Literatur, auf „Prospettive", „Letteratura", „Lettere d'oggi", „Civiltà", „La Ruota" hingewiesen, für Sozialwissenschaften auf das (leider unterbrochene) „Giornale degli Economisti", auf die „Rivista Internazionale di Scienze Sociali", für Philosophie neben Croces „Critica" auf „Vita e Pensiero" und vor allem auf die neuen „Studi Filosofici", die Banfi redigiert. Dabei ist diese Aufzählung völlig fragmentarisch.

Ein ausführliches Panorama dieser Periodica sei vorbehalten. Hier mögen einige Beispiele die Unbefangenheit und geistige Freiheit dokumentieren, mit der in diesen Revuen an Fragen gerührt wird, die freilich in der Tagespresse nur mit der üblichen Schablone erledigt werden. Eine solche Frage ist die der geistigen Abgrenzung gegenüber dem Nationalsozialismus unter Anwendung humanistischer, konservativ-traditioneller, kritisch-philosophischer und sogar liberaler Kriterien.

In der von Benito Mussolini gegründeten „Gerarchia" — wo 1925 Mussolinis „Preludio al Machiavelli" erschien — veröffentlicht im April 1943 Renzo Sertoli Salis eine Studie „Fascismo e Storicismo", die es auf diesem zuständigen Forum unternimmt, die Parteidoktrin zu erhellen. Da ist nun zu lesen, dass die bolschewistische Revolution typisch materialistisch gewesen sei, die fascistische die „geistigste aller Revolutionen", der Nationalsozialismus aber habe Elemente von beiden aufgenommen. In seiner Auffassung der Nation unterscheide sich der Fascismus sowohl vom Liberalismus wie vom Nationalsozialismus. „Der Begriff der Rasse ist im Fascismus weniger an materialistische Voraussetzungen gebunden als im Nationalsozialismus." Die Bedeutung einer internationalen Moral, eines internationalen Rechts wird betont.

Wesentlicher ist die Auseinandersetzung in der „Nuova Italia" (Dezember 1942) anlässlich Sombarts „Deutscher Sozialismus". In diesem Werk sieht Canfora das Deutschland von Luther, Hegel und Marx wieder aufleben, aber „ohne die Gefühlstiefe Luthers, noch die Gedankentiefe Hegels, noch die in wissenschaftliche Formeln gebannte Leidenschaft Marxens... ein neuer stürmischer Romantismus... ein konfuses Drängen von Bildern und Affekten... eine Sehnsucht nach dem Primitiven und Anzestralen". Es folgt die Kritik einer neuen Theorie, die „das Individuum in der Gesellschaft verschwinden lässt, die Gesellschaft im Staat, den Staat in der Person eines unmittelbar von Gott inspirierten Staatsoberhauptes". Zum Schluss heisst es, ganz im Geiste eines Croce, de Ruggiero oder Omodeo:

„Die liberale Praxis des vorigen Jahrhunderts fällt nicht mit dem Ideal der Freiheit zusammen. Jene kann verworfen, revidiert, geändert werden, diese kann man nicht leugnen, es sei denn, man wolle das Leben selber leugnen... Grösse, Macht und Ruhm bestimmter Völker zum höchsten Ziel zu erheben, ist kein eigentlich menschliches Ideal..."

Ueberwindung des engen Nationalismus durch Universalismus wird auch von Paolo Orano (Raccolta, Oktober 1942) vertreten. Er sieht die zukünftige Menschheit als grandioses Unternehmen, „das jedes Volk verpflichtet, am Werke der Allgemeinheit teilzunehmen", und hofft auf eine übernationale Gesellschaft, auf ein Leben, „dessen Gesetze nicht von Hysterien der Demagogen" und von theoretischen Repressalien bestimmt werden. Im gleichen Monat erschien übrigens in einer deutschen populärwissenschaftlichen Zeitschrift eine Kritik an Kants Moralgesetz, das wegen seiner universalistischen Geltung heute nicht mehr tauge. Ein Beweis mehr, dass Italien als Mittelstaat auch jetzt dem Universalismus zugänglicher bleiben muss als eine raumgreifende Grossmacht.

Eine Abgrenzung ist auch in der „Rivista Internazionale di Filosofia del Diritto" (Dezember 1942) zu spüren, wo eine Rezension des ins Deutsche übersetzten doktrinären Werkes von Carlo Costamagna über den Fascismus darauf hinweist, dass der Verfasser in der neuen Auflage seine bisherigen Auffassungen über Rasse und

Nation infolge der neuen Entwicklung resolut revidiert habe. Die Ausschaltung der subjektiven öffentlichen Rechte bei Costamagna wird zurückgewiesen ebenso der „statalismo niente affatto confacente alla migliore tradizione giuridica e politica nostrana". Abschliessend wird dem Werk das Verdienst zugebilligt, dass es kennzeichnend sei „für den Reifegrad, den das neue Denken in der Prüfung der höchsten politischen Fragen erreicht" habe.

Diesen Zitaten liessen sich mühelos unzählige ähnliche anreihen. Sie sprechen für das Weiterbestehen humanistischer und universalistischer Masstäbe in der italienischen Geistigkeit, für die Wahrung einer Tradition und sind zugleich Ansätze zur erneuten Anknüpfung der dereinst wieder fälligen geistigen Verständigung der Menschheit mit sich selbst.

Bezugsbedingungen:

Einzelheft Fr. 1.50, im Abonnement Fr. 15.— (zuzügl. Fr. 1.— Versandspesen für 12 Hefte pro Jahr.

Ausland Einzelheft Fr. 1.80, im Abonnement Fr. 18.— pro Jahr.

Erscheint jeweilen Mitte des Monats

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier

Redaktion u. Verlag: Fretz & Wasmuth A.G. Zürich, Akazienstr. 8

Tel. 4 58 55, Postcheckkonto VIII 6031

Inseratenverwaltung: Jakob Winteler, Akazienstr. 8 Zürich. Tel. 4 58 55

Druck: Jak. Villiger & Cie., Wädenswil Tel. 95 60 60

Printed in Switzerland